

Hamelenser ist Gründer der ersten Philosophischen Praxis

Philosoph Achenbach:

„Heimat schmeckt anders als die Fremde“

Deister und Weserzeitung, 12.04.2018

HAMELN/BERGISCHGLADBACH. Dr. Gerd B. Achenbach ist nicht nur Gründer der ersten Philosophischen Praxis – sondern auch Hamelenser. Nach dem Studium der Philosophie und Promotion 1981 gründete er noch im selben Jahr die erste Philosophische Praxis, die sich als philosophische Lebensberatung versteht. Im Dewezet-Gespräch geht es unter anderem darüber, was es mit der Philosophischen Praxis auf sich hat und dass Heimat anders schmeckt als die Fremde.

Das Interview führte Philipp Killmann.

In Hameln 1947 geboren und aufgewachsen, ging er 1967 zum Studium nach Köln – nicht ohne noch eine Zeit lang seiner Rolle als Bürgermeister im Rattenfänger-Freilichtspiel treu zu bleiben. Nach dem Studium der Philosophie und Promotion 1981 gründete er noch im selben Jahr die erste Philosophische Praxis, die sich als philosophische Lebensberatung versteht. Achenbach ist verheiratet und Vater von acht Kindern. Er lebt und praktiziert in Bergisch-Gladbach.

Herr Achenbach, laut Wikipedia sind Sie als Gerd Böttcher geboren. Woher kommt der Name Achenbach?

Gerd B. Achenbach: Der Name drückt aus, was ich mit der Philosophischen Praxis im Schilde führe. Im „Ach“ steckt einerseits das „Ach“ und „Weh“, andererseits aber das „Ach“, das der ausruft, dem etwas aufging. Ja, und den „Bach“ hätte ich, wäre ich Aristokrat, ins Wappen aufgenommen – steht doch der Bach für Lebendigkeit, Frische und eine Beweglichkeit, die weiss, wohin sie will. Der Bach setzt in Gang, und wo er stark fließt, reißt er mit. Das ist der Auftrag Philosophischer Praxis. Nach einem Wort des Novalis soll sie „dephlegmatisieren“ und „vivifizieren“, übersetzt: beleben und auf die Sprünge helfen.

Der Name Achenbach ist also ein Pseudonym.

Er wurde es, als ich 1981 die Philosophische Praxis gründete. Inzwischen ist er „offiziell“ und ich heiße wirklich so.

Und das B. steht weiterhin für Böttcher?

Richtig.

Sie haben sechs Kinder ...

Acht! Zwei kleine Nachzügler sind noch nicht einmal in der Schule. Die sechs Älteren sind alle aus dem Haus und erfolgreich unterwegs, und die beiden Kleinen gedeihen ebenfalls prächtig. Auch sämtliche zwölf Enkelkinder sind gesund und munter. Es grenzt an ein Wunder ...

Was kommt Ihnen als Erstes in den Sinn, wenn Sie an Ihre Heimatstadt denken?

Diese Mischung aus kleinstädtischem Milieu und schätzenswerter Überschaubarkeit. Zugleich präsentiert sich Hameln als weltoffen und darf sich im Bewusstsein sonnen, in aller Welt bekannt zu sein. Wohin man kommt, Hameln kennt man, weil man den „Pied Piper of Hameln“ kennt. Hinzu kommt: Welche Stadt hat in diesem Umfang seine historische Substanz durch den fürchterlichen Krieg retten können? Wir haben viel Grund zur Dankbarkeit. Apropos „Heimatstadt“: Hameln ist nach wie vor meine Heimat. Es ist die Heimat, die unsere Wahrnehmungen prägt. Am Beispiel: Es versöhnt mich mit dem Bergischen, wo ich jetzt im Osten Kölns lebe, dass die Berge hier ungefähr so hoch und weit sind wie der Süntel und der Klüt. Und vergessen wir nicht, wie sehr die Weser Hameln bestimmt. Ehedem hat sie die Stadt an die weltweiten Handelswege angeschlossen – denken wir an die Zeit der Hanse! –, und noch heute ist sie die Lebensader des Tals. Stellen Sie sich den Blick vor vom Klüt hinunter auf eine Stadt ohne Fluss, das Wehr und die Brücken! Fehlte da nicht das Wichtigste?

In Ihrer Antwort auf mein Interviewgesuch beschrieben Sie sich als einen „ins Rheinland entwichenen Exilanten (...), der mit Hameln seiner Kindheit und Jugend stets die Treue bewahrt hat“.

... und damit der Heimat. Ein sehr deutsches Wort nebenbei bemerkt, das in anderen Sprachen kein wirkliches Äquivalent findet. In übertragenem Sinn darf ich sagen: Sobald ich auf dem Weg nach Hameln bei Bad Eilsen die Autobahn verlasse und mich Hessisch Oldendorf nähere, wo ich entscheiden muss: Fahre ich nun auf der linken Weserseite nach Hameln, sodass ich über die Klütstraße hineinkomme, wo ich meine Kindheit erlebt habe, oder geradeaus am andern Ufer des Flusses, sodass ich beim Mertensplatz an der Goethestraße vorbeikomme, wo ich als Jugendlicher aufgewachsen bin, so oder so: Mir ist dann jeweils zumute, als könnte ich die Stadt, das alte Zuhause, „riechen“. Heimat schmeckt anders als die Fremde. Ein pathetisches Wort zur Heimat lautet: Heimat sei da, wo man vermisst wird, wenn man nicht dort ist. Vielleicht ist es deshalb, dass ich mich einmal im Jahr bis heute mit meiner ehemaligen Abiturklasse treffe. Auch diese Treffen sind eine Weise, Hameln die Treue zu halten.

Sie spielten den Bürgermeister in dem Rattenfänger-Freilichtspiel, richtig?

Allerdings, und war damit der, der das Unglück über die Stadt gebracht hat. Schließlich ist es das kommunale Oberhaupt, das den Rattenfänger um den gerechten, da zugesagten Lohn geprellt hat. Übrigens habe ich selbst, als ich mit Zwanzig zum Studium nach Köln ging, noch oft, über das Wochenende zuhause, auf der Tribüne vor dem Hochzeitshaus mitgespielt.

Wie fanden Sie zur Philosophie?

Anfangs studierte ich an der Uni künstlerische Fächer, Theater-, Literatur- und Musikwissenschaft. Ich glaubte an eine Zukunft als Schriftsteller und Dramatiker. Aber dann gab es, vom Zufall arrangiert, im Studium so eine Art Damaskus-Erlebnis. In der Schule hatte ich zwar auch schon von Philosophie gehört – in einer AG –, aber das war, wie die Jugendlichen heute sagen würden: „Langeweile pur“. Doch, wie gesagt, an der Universität bin ich dann an einen Philosophen geraten, der mich so faszinierte, dass ich seither die Philosophie nicht mehr losgeworden bin. Mir ging auf: Hier bekomme ich die Chance zu einem tiefen Ein- und Überblick, den keine Fachwissenschaft vergleichbar eröffnet. Also wechselte ich die Fächer und studierte nun im Hauptfach Philosophie.

Was meinen Sie mit „tiefem Überblick“?

Ich wähle ein Beispiel: Über die 68er – ich selbst habe 67/68 das Studium begonnen, bin also „pünktlicher“ Acht- und sechziger – wird derzeit in den Medien viel gesprochen und geschrieben. Aber ein wirkliches Verstehen jenes Aufbruchs damals ohne Kenntnis der Philosophie Adornos oder Horkheimers oder von Habermas ist nicht möglich. Übrigens auch Bloch gehört dazu, ganz abgesehen von Marx im Hintergrund, dessen Geburtstag vor 200 Jahren am 5. Mai gedacht werden wird. Die Studentenrevolte jener Jahre versteht nur, wer in der sogenannten „Suhrkamp-Kultur“ zuhause war. Was da in dichter Folge in der Regenbogenfarben-Reihe, der „Edition Suhrkamp“, herauskam, hat das Denken der Wachen einer ganzen Generation tief geprägt. Oder denken Sie an dieses verheißungsvolle Philosophieren von Ernst Bloch, an „Das Prinzip Hoffnung“: Alles was ist, geht schwanger mit etwas, das erst noch werden will. Und wir sind berufen zur Geburtshelferschaft in größtem Stil. Kurz und gut: Was damals unter den Studenten gährte, ließ sich nur begreifen, wenn man verstand, was da als Philosophie Gehör fand. Das war gewissermaßen die Hefe. Glücklicherweise gab es in Köln zu jener Zeit einen profilierten Philosophen, der zwar als Kritiker der „Frankfurter Schule“ galt, der sie aber ernst nahm, was mir dazu verhalf, sie zu lesen. Ich bin dankbar dafür.

Ein alter Lehrer sagte mir mal, Philosophen haben ein Problem. Was ist Ihr Problem?

Was dieser Aphorismus besagt, ist nichts, was nur die Philosophie auszeichnete. Jeder Wissenschaftler ließe sich als einer beschreiben, der Probleme hat. Wozu gäbe es denn sonst die Wissenschaften, wenn nicht als Versuche, Problem zu erkennen und Lösungen für sie vorzuschlagen? Doch ich ahne natürlich, Sie meinen es mit dem Wort Ihres alten Lehrers anders und spezieller. Also gut ... Jeder Philosoph hat ein besonderes Problem, um das sein Denken sich dreht. Bei Schopenhauer beispielsweise trat an die Stelle der Vernunft als dem Innersten der Welt ein blinder Drang und Wille, man könnte ihn auch, wie es später geschah, einen Lebenstrieb nennen. Für Hegel wurde alles Geist. Und für mich? Für die Philosophische Praxis? Ist der traurige Eindruck bestimmend, den der moderne

Mensch bietet, seit er sich selber psychologisch auslegt und willig in Therapie begibt. Wenn einer unter den großen Philosophen dies bereits verstand, war es Nietzsche: Die Psychologie verkleinert den Menschen, er wird zum „kranken Tier“. Haben wir verstanden, was es bedeutet, wenn die gegenwärtige Psychologie, die Naturwissenschaft sein will, uns über uns aufklärt mit Versuchen, die an Laborratten und Mäusen gewonnen wurden? Der Philosophie hingegen dort, wo sie in den Windeln lag und groß wurde, in der Antike, fragte nach den Bedingungen eines guten, gelingenden Lebens, eines Lebens, das sich sehen lassen kann, nicht zuletzt und vor allem vor uns selbst. Heute ist sie als Philosophische Praxis, wie ich sie vor nahezu 40 Jahren ins Leben rief und sie inzwischen weltweit präsent ist, eine Antwort auf die Therapiekultur. Die Philosophische Praxis ist mithin keine „alternative Therapie“, wie manche sie missverstehen, sondern eine Alternative zur Therapie. Sie sucht keine „Erklärungen“ für den Menschen und seine Probleme, sondern sie nimmt ihn ernst, mutet ihm zu, zum Autor seines Lebens zu werden. Der Mensch ist das Wesen, das nicht einfach nur lebt, sondern sein Leben führt. Das erfordert Einsicht, und zu ihr verhilft die philosophische Reflexion.

Sie bieten dreijährige Ausbildungsgänge an. Was lernen die Teilnehmer dabei?

An meinen Lehrgängen nehmen nicht nur studierte Philosophen, sondern durchaus auch Therapeuten oder Psychiater teil. Die haben bereits bemerkt, dass sie mit erlernten „Methoden“ am Menschen vorbeitherapieren. Und wirklich geht es im „Lehrgang zur Philosophischen Praxis“ in erster Linie darum, dass die Teilnehmer für sich etwas gewinnen, und nicht darum, ihnen „Werkzeuge“ – „tools“ heißt das heute – an die Hand zu geben, mit denen sie dann an anderen werkeln. Im Grunde wird in diesen Lehrgängen etwas wahr, was der gute Humboldt als Vorstellung von Bildung entwickelt hatte. Im Vertrautwerden mit den bedeutenden Stationen des philosophischen Denkens gewinnen die Teilnehmer, was ihnen Augen und Ohren und einige weitere Sinne öffnet, die sie benötigen, um für die Probleme anderer sensibel zu sein.

Werden die Besuche in einer Philosophischen Praxis von einer Krankenkasse bezahlt?

Nein. Lebensführungsprobleme sind keine Krankheit.

Gibt es Momente, in denen Sie Ihren Besuchern raten, doch lieber psychotherapeutischen Rat einzuholen?

Inzwischen geht es eher anders herum, und ich werde von psychiatrischer Seite hinzugezogen, wenn man dort nicht weiterweiß. Ein junger Mensch hat bereits sieben Mal versucht, sich das Leben zu nehmen. Da wurde er dann ja jedes Mal, so verlangt es das Gesetz, psychiatrisch untersucht und anschließend in Therapie genommen. Soweit die geregelte Zuständigkeit. Doch wie die Krankenakte dokumentiert: ohne nachhaltigen Erfolg. Erst das alle seine Irr- und Sonderwege mitgehende Gespräch in der Philosophi-

schen Praxis brachte die Wende und bewahrte ihn vor weiteren Rückfällen.

Kann die Philosophische Praxis auch als Beratung für die Politik und gesellschaftliche Fragen dienen?

Aber ja! Ich habe gerade erst für die Randstad-Stiftung ein philosophisches Gutachten zur Zukunft der Arbeit erstellt, was kaum möglich ist, ohne Hannah Arendt zu zitieren: Was macht die Arbeitsgesellschaft, wenn ihr die Arbeit ausgeht? Ihre Befürchtung, die nur zu berechtigt ist: Die Menschen sind unfähig gemacht worden, ohne Arbeit ein sinnvolles Leben zu führen. Vor allem aber brauchen wir die Arbeit noch, seit sie das letzte verbliebene Erziehungsmittel ist. Am Arbeitsplatz werden die Menschen erzogen, nirgends sonst. Trauriges Resultat der bürgerlichen Gesellschaft.

In der „Zeit“ rechnete kürzlich ein Philosoph mit der zeitgenössischen Philosophie ab und beklagte gewissermaßen, dass es derzeit keine populären Philosophen gebe. Sehen Sie das auch so?

Das war Wolfram Eilenberger, und er hat Recht. Die großen, bedeutenden Gestalten, in denen das philosophische Denken sich „inkarnierte“, fehlen. Philosophen wie Wittgenstein, wie Heidegger, zuvor Kierkegaard oder Nietzsche. Besonders die heute überwiegend etablierte „analytische Philosophie“ angelsächsischer Prägung langweilt im Grunde alle, die nicht unmittelbar mit in ihrem Boot sitzen. Da werden saubere Ergebnisse produziert – nur: wen interessieren die schon?

Manche haben im Zuge der Digitalisierung der Gesellschaft das Gefühl, den Blick fürs Wesentliche zu verlieren. Wie sehen Sie diese Entwicklung, den ständigen Blick vieler Menschen aufs Smartphone und ihr Tun in den sozialen Medien?

Da passt Pascals subtile Notiz: Das ganze Unglück der Menschen rühre daher, dass sie unfähig sind, in Ruhe allein in ihrem Zimmer bleiben zu können. Warum? Weil sie unentwegt zerstreut und abgelenkt werden müssen, um sich nicht selbst zu begegnen. Doch der Preis, den die Menschen zahlen, indem sie pausenlos auf den Minibildschirm ihres Taschentelefon starren oder über Whatsapp und was es da sonst an sozialen Medien gibt gewichtige Nachrichten austauschen, ist enorm: Sie verhäckseln ihr Leben und was dabei herauskommt, ist entsprechend kleinkariert. Die Fähigkeit, sich auch nur auf einen einzigen Gedanken zu konzentrieren, schwindet. Die Folge: Die da strippenlos im Netz hängen, sind zappelig, zerstreut und fahrig. Es ist grausig: Wer es schaffte, sagen wir 100 Jugendlichen für eine Woche ihr mobiles Kommunikationsmaschinchen wegzunehmen – hätte nach acht Tagen hundert Menschen produziert, die durchgedreht sind! Was nur beweist, dass sie es soundso schon waren, abhängig nämlich, Süchtlinge.

Haben Sie ein Smartphone?

Ja. Aber ich benutze es nur im Notfall. „Notfall“ einmal großzügig ausgelegt.

Danke für das Gespräch.

Copyright © Deister- und Weserzeitung 2018
Texte und Fotos von dewezet.de sind urheberrechtlich geschützt.
Weiterverwendung nur mit Genehmigung der Chefredaktion.

Das verwendete Foto:



© Fox-Foto Uwe Völkner